

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sagenbuch von Baden-Baden und Umgebung

Barack, Max

Stuttgart, [ca.1890]

Altenburg

[urn:nbn:de:bsz:31-32090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-32090)

Altensburg.

In dem lieblichen Dosthale, in unmittelbarer Nähe von Baden-Baden, dem Dorfe Baden-Scheuren gegenüber liegt ein niedriger, dichtbewaldeter Ausläufer des Fremersberges, dessen abgeebneter völlig kahler Gipfel unwillkürlich die Vermutung erweckt, daß er nicht von Natur aus diese Form und Beschaffenheit gehabt habe, sondern daß Menschenhände hier thätig gewesen seien, um diese Abplattung für Bauzwecke hervorzurufen. Und wirklich vermag man bei auch nur einigem Verständniß für die Anlagen der in der Umgebung so zahlreich vorkommenden Ritterburgen einzelne Konturen zu entdecken, die auf die ehemalige Existenz eines hiergelegenen befestigten Schlosses von beträchtlicher Ausdehnung schließen lassen. Doch vergeblich forscht man hierauf nach weiteren Beweisen hiefür, insbesondere nach Mauerresten. Nirgends, weder im Innern des großen Raumes, dem Plaze für die Wohngebäude, noch am äußersten Rande der Abplattung, wo die auf Felsblöcke aufgesetzten kolossalen Schutz- und Umfassungsmauern der Burg gestanden haben müßten, findet sich auch nur die geringste Spur von behauenen, durch halbverwitterten Mörtel verbundenem Gestein. Läßt man sich aber hierdurch nicht abschrecken, sondern zieht in dem am Fuße des Hügels gelegenen — jetzt in eine luxuriöse Restauration umgewandelten — ehemaligen Jesuiten-schloßchen nähere Erkundigungen ein, so erfährt man, daß

Barack, Baden-Baden.

allerdings einstmals ein stolzes, zinnen- und turmreiches Schloß, die Altenburg, als Wiege eines edlen und reichen Geschlechts, der Grafen von Altenburg, den Gipfel des Hügels gekrönt habe. Vielleicht auch — wenn man vom Zufall begünstigt wird — vermag der Gefragte die in jener Gegend bekannte Sage zu erzählen, welche das Andenken an die längst verschwundene Burg wach erhält, und die Ursache ihrer Zerstörung schildert.

Mir ward sie einstmals von einem freundlichen in einem benachbarten Dorfe ansässigen Pfarrherrn erzählt und ich fand seine Mittheilungen so interessant, daß ich hoffe, durch Wiedererzählen derselben auch Anderen Vergnügen bereiten zu können. Ich lasse die Sage deshalb hier nachfolgen, wie sie mir der alte Herr erzählte:

Ums Jahr 1189, zur Zeit der Regierung des größten Hohenstaufenkaisers, Friedrichs des Rotbarts, lebte auf der Altenburg der alte ehrwürdige Graf Ulrich und sein Sohn Friedrich, der einstige Erbe seines Reichthums und seiner Macht, wenn es dem Herrn über Leben und Tod gefallen sollte, den hochbetagten Grafen abzurufen.

Ulrich war ein edler Mann mit schneeweißem Haupt- und Barthaar, dessen von Alter gebeugter Gestalt man freilich nicht mehr ansah, daß sie einst hoch und stolz gewesen, als er, in der Fülle seiner Kraft stehend, schon unter Kaiser Konrad III. gekämpft hatte. Niemand sah es diesen mageren, doch immer noch sehnigen Armen an, wie wuchtige Streiche sie einst führen konnten im heiligen Lande, und Niemand, der ihn jetzt auf seinen Stock gestützt mit schlürfendem Tritte im Schlosse umherschleichen sah, hätte geahnt, daß Ulrich einer der Helden war, die den jungen Rotbart auf seinen wiederholten Zügen nach Italien begleiteten und daß er für ihn und mit ihm bei Legnano geblutet.

Schon seit fünfzehn Jahren war ihm seine treue Hausfrau entrißen und von fünf Söhnen, die ihm blühend heranwuchsen, waren vier in Italien gefallen und nur ein einziger, der jüngste, war ihm verblieben, der dem schon im Spätherbste seines Lebens stehenden Ritter geboren

wurde, als er sich bereits den Lehren seines Stammes währte, und den er seinem kaiserlichen Freunde zu Ehren Friedrich genannt hatte. Was Wunder nun, daß der alte Herr den schönen Jüngling liebte wie nichts in der Welt und daß er ihn ängstlich vor Gefahren und Kämpfen hütete, die auch ihn zum Opfer hätten fordern können? Deshalb waren des jungen Grafen Rüstung und ritterliches Schwert noch vollständig jungfräulich, denn nicht einmal für die Kämpfe während der ziemlich häufigen Fehden mit einem benachbarten Ritter durfte er sich wappnen, viel weniger noch hatte ihm Graf Ulrich bisher gestattet, mit in die Schlachten zu ziehen, die der Rothbart schlug. Wie sehr Friedrich auch hat, der achtzigjährige Greis blieb unbeugsam. „Die Altenburger,“ pflegte er dem Sohne zu erwidern, „haben schon genug geblutet für Kaiser und Reich; Dir liegt eine andere Pflicht ob: unser Geschlecht fortzupflanzen und seinen stolzen Namen zu erhalten!“

Dies war der Lieblingsgedanke des alten Herrn und sein einziger Wunsch war, noch so lange zu leben, bis Friedrich ein geliebtes Weib heimgeführt habe und er selbst sich von blühenden Enkeln umspielt sähe. Und dieser Herzenswunsch des edlen Greises hatte gerade jetzt Aussicht auf Verwirklichung, denn binnen Kurzem sollte sich der letzte Sprosse der Altenburger vermählen mit der schönen blonden Bertha von Eberstein, des Grafen Eberhard von Eberstein Tochter.

Schon als Kinder waren die beiden Spielgefährten gewesen und später, als die liebliche Bertha sich zur herrlichen Jungfrau zu entfalten und Friedrich ins Jünglingsalter zu treten anfing, da merkten die beiden Väter wohl, daß die gegenseitige kindliche Zuneigung von Sohn und Tochter sich zu wandeln begann in Liebe. Freudig bewegt hatte sich deshalb eines Tages der alte Altenburger in seiner Sänfte hinübertragen lassen zur Ebersteinburg, um nach guter altdeutscher Sitte die Hand Berthas für seinen Sohn zu erbitten, und ebenso freudig hatte Graf Eberhard seine Zusage gegeben zu der Verbindung seiner Tochter mit dem Sohne und Erben eines so stolzen und

mächtigen Hauses. Der achtzehnte Geburtstag Berthas wurde als Vermählungstag der beiden Liebenden festgesetzt und alle freuten sich des Tages, an welchem die Hand des Priesters das junge Paar einsegnen würde.

Aber wenn auch die ritterlichen Nachbarn des Altenburgers sich beeilt hatten, diesem ihre freudige Theilnahme kund zu thun und dem Bräutigam und dessen ehrwürdigem Vater ihre Wünsche zu der glückverheißenden Verbindung auszusprechen, — einen Einzigen gab es doch, der dies mit grimme und haßerfülltem Herzen that und der im Innern hoffte, daß seine Glückwünsche sich nicht verwirklichen würden. Dieser Eine war Junker Hans v. Windeck, der sich gleichfalls, der reichen Mitgift wegen, um die Gunst Berthas beworben, doch dem einige Jahre jüngeren, schöneren und liebenswürdigeren Grafen v. Altenburg hatte nachstehen müssen. Meister in der Verstellungskunst, ließ er sich zwar in seinem Benehmen gegen Friedrich nichts anmerken, was diesen auf die Vermutung hätte bringen können, daß Hans ihm feindlich gesinnt sei, aber im Geheimen trug er sich mit Nachgedanken und finsternen Plänen, das Glück der Liebenden und ihre nun in wenigen Monaten in Aussicht stehende Verbindung zu stören, — wenn dies auch durch ein Verbrechen an dem ihm mit biederer deutscher Offenheit vertrauenden Jüngling hätte geschehen müssen.

Ein unverhofftes Ereignis kam ihm hiebei trefflich zu Hilfe.

Wenige Wochen vor dem bestimmten Vermählungstage erscholl nämlich überall im deutschen Lande die Kunde, daß die Ungläubigen das fast hundert Jahre früher von Gottfried v. Bouillon eroberte Jerusalem wieder eingenommen und daß das heilige Grab, in dem Christi Leib gelegen, wieder im Besitze der selbsthuckischen Türken, alle die durch den Glauben geheiligten Stätten in den Händen der Ungläubigen seien. Da ging ein Schrei der Wut durch die Christenheit und als der alte Kaiser mit jugendlicher Begeisterung sich rüstete, um nach so vielen Kämpfen für seine und des Reiches Ehre seine Heldenlaufbahn

mit einem Kampfe zu Gottes Preis und Ehr' zu beschließen, da griff Alt und Jung zu den Waffen, um mitzuziehen ins heilige Land, und überall erscholl wieder der Ruf, mit welchem schon vor hundert Jahren Peter von Amiens die Kreuzfahrer begeistert: „Gott will es — Gott will es!“

Auch im Schwarzwalde hallte dieser Ruf wieder und fand ein begeistertes Echo in der Brust der Ritterschaft. Auch Junker Hans v. Windeck heftete das Kreuz auf seine linke Schulter, doch weniger der Drang, für dies heilige Zeichen zu kämpfen, trieb ihn hiezu an, als vielmehr die Hoffnung auf das hiedurch mögliche Gelingen seiner schwarzen Pläne — falls er nämlich im Stande sein würde, den jungen Altenburger gleichfalls zur Teilnahme an dem Kreuzzuge, selbst gegen den Befehl des Vaters und ungeachtet der Bitten der liebenden Braut, zu bewegen. Und dies Letztere hoffte er sicher entweder durch die Macht seiner Ueberredungskunst oder durch aufreizende Spottworte zu erreichen. Hatte er aber den verhassten Nebenbuhler nur erst im heiligen Lande, so hoffte er mit Leichtigkeit dafür sorgen zu können, daß — Friedrich nicht mehr von dort zurückkehre.

Mit dieser Absicht ritt er eines Morgens hinüber nach der Altenburg, um sich vor seinem Abgange zu dem Kreuzfahrerheere zu verabschieden. Recht auffällig prangte das rote Kreuz auf dem weißen Grunde seines Mantels und an seinen Schwertgriff hatte er den geweihten Rosenkranz mit dem Bilde des Gekreuzigten befestigt, den ihm der ehrwürdige Pfarrer zu Eberstein bei seinem dortigen Abschiedsbesuche verehrt hatte. An den Füßen aber klirrten hell die goldenen Sporen, die er nebst dem Panzer und den Handschuhen, den Zeichen seiner Ritterwürde, aus der Hand des Rotbarts auf dem großen Reichsfeste zu Mainz empfangen hatte, wo auch er mit so vielen anderen Adligen den Ritterschlag erhielt. So gerüstet schritt Hans mit einem bösen Lächeln auf den Rippen durch das große Portal der Altenburg und trat, ohne sich mit einem Besuche des ehrwürdigen Grafen Ulrich aufzuhalten, alsbald

in die ihm wohlbekannte Stube Friedrichs. Er fand ihn in trübes Sinnen versunken an dem Fenster stehend und hinausstarrend in die Leere, denn die allgemeine Begeisterung für die heilige Sache hatte auch in seiner von Jugendmit geschwellten Brust die glühende Sehnsucht erweckt, mitzuziehen ins heilige Land, um sich als Streiter für das Kreuz die ritterlichen Sporen und Ruhm und Ehre zu gewinnen. Aber auch diesmal war der alte Graf taub geblieben für des Sohnes Herzenswunsch und ungerührt durch seine Bitten hatte er soeben erst auf das Bestimmteste die Gewährung desselben versagt.

Der Eintritt des Windeckers weckte Friedrich aus seinem dumpfen Brüten; er wandte den Kopf und erblickte seinen vermeintlichen Freund mit den Zeichen geschmückt, die er so gerne selbst getragen hätte, und abermals und um so heftiger saßte ihn der Kummer über das Fehlschlagen seiner Wünsche. Er schlug die Hände vor das Angeischt und hielt mit Mühe ein krampfhaftes Schluchzen zurück, das ihm Schmerz und Zorn zu expressen drohte; doch das mächtige Wogen seiner Brust verriet nur zu deutlich die Gefühle, die den Jüngling bewegten.

Hans erschaute mit geheimer Freude, daß sein Anblick auf den verhassten Nebenbuhler ganz die Wirkung hervorbrachte, die er erwartet hatte, und trat langsam näher.

„Ich komme, dir Leberwohl zu sagen, Friedrich,“ begann er dann, „in einigen Tagen gehe ich ab nach Regensburg, wo das Heer der Kreuzfahrer sich versammelt.“

Friedrich bezwang mit Gewalt seine heftige Erregung und reichte Hans mit abgewandtem Gesichte die Hand.

„Lebe wohl,“ entgegnete er mit tonloser Stimme, „lebe wohl, du Glücklicher. — O, daß ich dich begleiten dürfte!“

„Dürfte?“ entgegnete Hans mit sarkastischem Achselzucken. „Du müßtest wolte sagen, wenn ich dir glauben soll, — denn es ist begreiflich, daß du gerade jetzt gerne auf Schlachten und Gefahren verzichtest, wo dir das ruhige und sichere Glück winkt, das dir die Liebe bereitet! Sei offen, Freundchen,“ fügte er laut lachend hinzu, „und jage: wolte!“

„Nein, nein!“ rief Friedrich leidenschaftlich, „die Liebe ist es nicht, die mich zurückhält in diesen quälenden Banden! Doch mein Vater!“ fuhr er fort, sich die Faust an die Stirne pressend, „mein Vater!“

„Ich verstehe,“ entgegnete Hans, noch immer lachend, „dein Vater fürchtet für das Leben seines einzigen und — du bist ein nur zu gehorsamer Sohn und — ha, ha, ha! — wirst lange leben fern von allen Gefahren und Schlachten! — O, er hat Recht, der alte Mann, — du mußt heiraten, damit das Geschlecht der tapferen Altenburger und — seine gehorsamen Söhne nicht aussterben!“

„Hans!“ fuhr Friedrich auf, „kannst du wähen, daß ich nicht gerne ginge? Kannst du glauben, daß es mir an Mut gebräche, Gefahren entgegen zu gehen? Mein heißester Wunsch wäre es, endlich meine Manneskraft zu erproben und in ritterlichen Kämpfen mir gleich meinen Ahnen Ruhm und Ehre zu gewinnen; doch mein Vater versagt mir hartnäckig die Erlaubnis hiezu und — mit blutendem Herzen muß ich gehorchen!“

„Muß?“ sprach Hans, jetzt plötzlich ernst werdend, „muß?! — Wenn du wirklich den Wunsch hegst, mit dem ruhmgekrönten Rotbart und uns, seinen Streitern, zu Felde zu ziehen — dann ist müssen ein schlimmes Wort für einen Mann und leicht könnte es — wenn du nur wolltest — in das Gegenteil sich wandeln lassen.“

„Wie soll ich das verstehen?“ frug Friedrich erstaunt. „Ist mir der Gehorsam gegen meinen Vater nicht eine heilige Pflicht?“

„Ja,“ entgegnete Hans, „doch es gibt einen Gehorsam, der noch heiliger ist, als der des Sohnes gegen den Vater!“

„Welchen?“ frug Friedrich immer mehr erstaunt.

„Den gegen ein gethanes Gelübde zum Beispiel —“ sprach Hans nachdrücklich.

Ein Blitz des Verständnisses zuckte über Friedrichs Antlitz und ein Strahl von Freude schien aus seinem Auge hervorzubrechen, als der hämische Freund fortfuhr:

„Es stünde jeden Augenblick in deiner Macht, ein solches abzulegen, und selbst dein Vater müßte sich dann deinem Willen — oder vielmehr deinem Gelübde beugen, denn er dürfte es nicht wagen, dem Gebote Christi zuwider zu handeln, das da spricht: ‚Du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen!‘ — Doch,“ fügte er, plötzlich wieder in seinen alten Ton versallend, hinzu, „was rede ich dir hier von Dingen vor, die du ja doch nicht zu thun willens bist? Darum lebe wohl, gehorsamer Sohn, in acht Tagen gehe ich nach Regensburg; du aber wirst vielleicht noch weitere acht Tage den Betrübten spielen und dann wirst du dich ins Unvermeidliche fügen und — heiraten! Ha, ha, ha!“

Bei den letzten Worten war Hans klirrenden Schrittes nach der Thüre gegangen, um das Gemach zu verlassen. Friedrich aber, dessen Leidenschaftlichkeit durch die höhnen Worte aufs Außerste gesteigert wurde, eilte ihm nach, hielt ihn am Mantel zurück und rief mit lauter Stimme: „Bei Gott, ich werde nicht thun, wie du vermuthest; denn bei dem heiligen Kreuze, das du an der Schulter trägst, schwöre ich: auch ich will dasselbe auf mich nehmen und nicht eher will ich Bertha meine Hand am Altare reichen, bevor ich ein Jahr lang im heiligen Lande gekämpft habe — so wahr mir Gott helfe in meiner Sterbestunde!“

Es war gesprochen, das gewichtige Wort, und obwohl Hans dieses Ergebnis seiner Bemühungen erwartet hatte, war es doch so plötzlich gekommen, daß er unwillkürlich trotz seiner Schlechtigkeit von der Feierlichkeit des Augenblicks sich ergriffen fühlte. Etwas wie heiliger Schauer durchzuckte ihn; dann aber verließ er ohne ein Wort der Erwiderung, im Herzen über das Gelingen seines Planes triumphierend, das Gemach.

Friedrich aber machte sich entschlossen nochmals auf den Weg zu seinem Vater, um ihm das Geschehene mitzuteilen und ihn über das abgelegte bindende und zwingende Gelübde zu unterrichten.

Schwer war Graf Ulrich durch die Unterredung mit seinem Sohne betroffen worden, denn wiewohl ihn der Gedanke, Friedrich, den letzten Altenburger, in die Gefahren eines vielleicht langwierigen Krieges ziehen zu sehen, tief betrübt, so war es doch hauptsächlich die Art und Weise, wie dieser sich die Genehmigung hiezu erzwungen, und der ihm gegenüber bewiesene Trotz und Ungehorsam, was ihn besonders schmerzlich niederbeugte. Schweigend hatte er den Bericht seines Sohnes über das abgelegte Gelübde angehört, dann aber richtete er seine ehrwürdige Gestalt zu ihrer alten Heldengröße auf und erwiderte: „Nie hat ein Altenburger ein Gelübde unerfüllt gelassen — zieh' mit Gott!“

Ohne ein weiteres Wort des Abschiedes, ohne ihm nur die Hand zu reichen, war Ulrich nach seinen Gemächern geschritten, die der alte Herr bis zum Tage der Abreise Friedrichs nicht mehr verließ und in welche der ungehorsame Sohn, aller Bitten ungeachtet, nicht mehr vorgelassen wurde. — Doch kurz bevor sich Friedrich in den Sattel schwang, übersandte ihm der alte Held sein Schwert, das er selbst im Morgenlande und in Italien geschwungen; er selbst aber blieb unsichtbar.

Auch Bertha, die liebende Braut, hatte mit unsäglichem Schmerz die Kunde der bevorstehenden Trennung aus Friedrichs Munde vernommen, doch sie war eine deutsche Jungfrau und wußte die den Jüngling ihrer Liebe leitenden Gefühle zu würdigen. Mit unendlichem Weh im Herzen hörte sie des Geliebten Abschiedsworte, doch durch kein äußeres Zeichen wollte sie ihm den Schmerz ihrer Seele verraten oder gar ihn zum Aufgeben seines Vorhabens bestimmen. Manche Thräne aber weinte sie im Geheimen auf die Feldbinde, die sie mit kunstverständiger Hand fertigte und die sie am Tage des Abschieds über die Schulter Friedrichs hing mit der leise geflüsterten Bitte, sich ihrer und ihrer treuen Liebe zu erinnern, so oft er sie zu Gesicht bekäme. Mit glücklichem Lächeln tauschte sie dafür Friedrichs Schwur ewiger Liebe und Treue ein und lange noch schaute sie ihm nach von dem

Söller der Obersteinburg, als er sich endlich losriß und ihn der feurige Streithengst davontrug, lange — lange — bis er endlich ihren Thränenblicken entschwand. —

In den ersten Maitagen des Jahres 1189 versammelte der Kaiser das aus allen Teilen Deutschlands zusammengeschrömte Kreuzfahrerheer bei Regensburg. Es waren für die damalige Zeit ungeheure Streitkräfte, wohl an dreißigtausend Ritter und an hunderttausend Mann Fußvolk. Dahin, in das große unweit der Stadt errichtete Zeltlager, begaben sich jetzt auch, an der Spitze ihrer Keifigen, der junge Graf v. Altenburg und Hans v. Windeck. Jubelnd wurden sie begrüßt von den Fürsten und Herren und besonders von dem Kaiser selbst. „Also doch wieder einmal ein Altenburg!“ rief er hocherfreut aus. — „Gott schütze dich, meines alten Freundes letzten Sohn, und führe dich gnädig wieder heim zu ihm, der im Kampfe für mich und mein Haus schon so viel verloren!“ —

Bald trat das Heer den Vormarsch an über Wien, durch Ungarn und Griechenland. Doch erst nach Ueberwindung unzähliger und ungeahnter Schwierigkeiten, welche der verräterische griechische Kaiser Isaak Angelus ungeachtet seines mit Barbarossa eingegangenen Bündnisses den Kreuzfahrern bereitete, gelang es endlich dem Heere, im März des folgenden Jahres auf Schiffen nach Asien überzusetzen. Rüstig drang jetzt der Kaiser vorwärts, in zwei großen Schlachten besiegte er den Sultan von Iconium, den Bundesgenossen des Sultans Saladin, zwang ihn zum Frieden und öffnete sich hiedurch den Weg nach Syrien.

Trotz seiner achtundsechzig Jahre war der Rothbart überall der Erste, der Tapferste, der Unermülichste. Doch an seiner Seite foht nicht minder tapfer der löwenmutige jugendliche Graf Altenburg und sein Schwert wütete unter den Heiden, wie einstens, da es von seinem Vater geschwungen wurde, Tod und Verderben spendend, wo es niederfiel. Auch der Windecker kämpfte wacker und sein Name hatte im Kreuzesheere denselben guten Klang wie der des Altenburgers. Überhaupt wurden die Namen

beider immer vereint genannt, denn stets — im friedlichen Verkehr, wie in der heißen Schlacht — sah man Hans an Friedrichs Seite, so daß die Unzertrennlichen ihrer innigen Freundschaft wegen im Christenheere scherzhaft den Namen der beiden Dioskuren „Castor und Pollux“ erhielten.

Aber von Seiten des Windeckers war diese Freundschaft nichts weniger als echt; sein stetes Drängen an Friedrichs Seite hatte sogar gerade den gegenteiligen Grund, und mit Freundschaftsbeweisen überschüttete er den jungen Grafen nur deshalb, daß niemand wagen sollte, einen Verdacht auf ihn selbst zu werfen, wenn ihm die Gelegenheit günstig erchiene, sich des Verhafteten durch Mord oder Verrat zu entledigen. Friedrich aber nahm mit seinem arglosen Herzen die ihm erwiesenen Freundschaftsbeweise für völlig bare Münze und erwiderte dieselben in biederer Weise durch herzlichste Zuneigung und offenes Vertrauen. Er ahnte nicht, wie bald er erkennen sollte, daß er eine Schlange am Busen gehegt.

Das Jahr, während dessen Friedrich v. Altenburg sich zum Dienste im Kreuzeshheere durch sein Gelübde verpflichtet hatte, war abgelaufen, aber er hätte es für schimpflich gehalten, aus der Reihe der Streiter Gottes auszuscheiden, bevor etwas Entscheidendes für die heilige Sache selbst geschehen sei. Er blieb also freiwillig, umsomehr, da man dem heranmarschierenden Heere Saladins nicht mehr ferne stand und nächster Tage eine große Schlacht zu erwarten war. Nach wiederholten kleineren Gefechten, die nur den Zweck hatten, die Stellungen des heidnischen Heeres zu erkunden, rückte endlich am 10. Juni 1190 das ganze Heer, in zwei Haufen geteilt, zum Angriff vor. Herzog Friedrich von Schwaben, des Rotbarts Sohn, befehligte den einen, den anderen der Kaiser selbst. Der Plan, nach welchem man verfahren wollte, war weise ausgedacht und klug besprochen. Der Schwabenherzog sollte durch Scheinangriffe die Front des Gegners beschäftigen, während der Rotbart den Hauptschlag in des Feindes Flanke zu führen gedachte, zu welchem Zwecke er

den Fluß Kalykadnus überschreiten mußte. Aber der sonst kleine Fluß war tiefer als man gedacht hatte und zudem durch Regengüsse angeschwollen. Doch es lag nicht in der Art des kühnen Hohenstaufen, sich durch solch kleines Hindernis von der beabsichtigten großen That abschrecken zu lassen; er ließ das Fußvolk hinter der Keiterei aufsitzen und allen voran sprengte er mit seinem Rosse in die Flut, um sie zu durchschwimmen. Ohne Säumen folgte ihm der Graf v. Altenburg, diesem — wie gewöhnlich — der Windecker und endlich der Vortrab des Heeres.

Mit hoch erhobenen Rüstern schwamm des Kaisers Rosß, dem Zügel gehorchend, dem jenseitigen Ufer zu; schon war es diesem ganz nahe gekommen und suchte durch einen gewaltigen Sprung das steile Ufer zu gewinnen, aber seine Hufe glitten aus auf dem schlüpfrigen Boden, es stürzte zurück, überschlug sich und als es wieder auftauchte, war der Sattel leer — der kaiserliche Reiter verschwunden.

Ein Schrei des Entsetzens ertönte da aus dem Munde der nachfolgenden Kreuzfahrer; jeder wollte helfen, jeder den teuren Fürsten und Feldherrn retten. Der Windecker war der Stelle, wo der Kaiser versunken, am nächsten; hastig riß er sein Rosß herum, doch die Bewegung war zu heftig gewesen, die Strömung erfaßte das schwer beladene Tier und — Rosß und Reiter versanken gleichfalls in den Wellen. Friedrich v. Altenburg sah den Freund untergehen — aber was galt in solch furchtbarem Augenblick ein Freund, da das Leben eines Barbarossa in Gefahr war, verloren zu gehen! Und wäre der Ertrinkende sein eigener Vater gewesen, er hätte nicht die Hand nach ihm ausgestreckt, um ihn zu retten: dort, wo jenseits der rote Mantel des versunkenen Fürsten aufgetaucht war — dort mußte er helfen — retten! Mächtig schnaubend zerteilte sein Hengst die wogenden Wellen, — da faßte plötzlich eine Faust den Bügelriemen des jungen Ritters, ein blaßes Antlitz tauchte auf, — es war der Windecker.

„Hilf mir, Friedrich!“ stöhnte der Ertrinkende, angstvoll flehend zu ihm aufblickend.

Aber Graf Altenburg stieß die an den Sattel sich

klammernde Hand des Freundes zurück. „Hilf dir selbst, armer Freund,“ rief er ihm zu, „ich muß den Kaiser retten!“

Nochmal versank Hans in den Wellen, aber mechanisch griff er im Untergehen um sich und seine Hand erfaßte den langen Schweif des schwimmenden Rosses. Mit der Angst der Verzweiflung hielt er sich fest und wurde von dem mächtig rudierenden Rosse nachgeschleift. Jetzt er sah Graf Altenburg wiederum des Kaisers Purpurmantel; er bohrte dem wackeren Hengste tief die Sporen in die Flanken, daß dieser stöhnend zu einer letzten Anstrengung sich aufraffte und endlich — endlich, weit sich vorbeugend, vermochte Friedrich den wallenden Mantel zu erfassen. Er zog ihn an sich — das bleiche Haupt Barbaroffas tauchte empor und, den Körper des geliebten Fürsten umklammernd, lenkte er dem Ufer zu. Jetzt faßten des Rosses Hufe festen Grund, jetzt bäumte es sich hoch auf und, mit gewaltigem Schwunge sich hinaufschnellend, stand es fest, auch den Windecker an den rettenden Strand schleudernd.

Hastig schwang sich Friedrich nun vom Rosse; mit zitternden Händen löste er des Kaisers Helm und schaute in das Antlitz — einer Leiche.

Barbaroffa, die Zierde der Ritterschaft, der Ruhm der Christenheit, Deutschlands Stolz und Hoffnung war dahin, sein reiches Leben entflohen — unwiederbringlich verloren!

Inzwischen hatte man einen Kahn herbeigeschafft, um die kaiserlichen Ueberreste wieder hinüberzubringen ans andere Ufer des Unglücksflusses; aber während man damit beschäftigt war, die Leiche in das Fahrzeug zu betten, sah man plötzlich in einiger Entfernung eine Staubwolke aufwirbeln, Trompeten schmetterten — eine feindliche Reiterschare sprengte heran, das kleine über den Fluß gesetzte Häuflein der Christen mit ungestümem Angriff bedrohend. Elektrisierend wirkte dieser Anblick auf die in ihre Trauer ganz versenkten Kreuzfahrer; jetzt galt es eine heilige Pflicht, es galt den Kampf um die Leiche des Kaisers. Blitzschnell war die Christenschar geordnet, und

mit eingelegten Speeren und gezückten Schwertern ging es mit glühender Kampfbegier den dreifach überlegenen Türken entgegen. Voraus Graf Altenburg mit seinen Reifigen, und brausend übertönte der Kreuzfahrerruf „Gott will es — Gott will es!“ das „Allah — Allah!“ der auf leichten Rossen heransfliegenden Muselmänner.

Auch Hans v. Windeck, der sich inzwischen vollständig von den Folgen der ausgestandenen Todesnot erholt, hatte sich beim ersten Signal in den Sattel geschwungen; aber seine glühenden Augen waren nicht auf den heransprengenden Feind gerichtet, sie hafteten mit wildem Ausdruck auf dem allen vorausjagenden Altenburger, der unbarmherzig ihn in die Wellen zurückgestoßen und dem sicheren Verderben preisgegeben hatte. „Jetzt — oder nie!“ stieß er zwischen den zusammengepreßten Lippen hervor, als er an der Spitze der Seinigen, das blanke Schwert in der Zügelhand, den schweren, stahlbeschlagenen Streitkolben in der Rechten, dem kühnen Altenburger nachsprengte. Jetzt erreichten sich die beiden Streiterhaufen. Wie Blitzstrahlen zuckte Friedrichs Ahnenschwert durch die Luft, und wo es niederfiel mit seinem wuchtigen Streich, da kostete es ein Leben. In wenig Augenblicken war rings um ihn der Boden mit Toten, Sterbenden oder Verwundeten bedeckt. Aber immer neue Streiter rückten vor und hageldicht fielen die Hiebe der kurzen krummen Säbel auf den Kämpfer, daß er sich ihrer kaum zu erwehren vermochte. Seine Kraft begann zu erlahmen, schon blutete er aus vielen Wunden, da sah er sich um nach Hilfe und erschaute den heransprengenden Freund, und „zu Hilfe, Hans, zu Hilfe!“ rief er ihm zu.

Der aber in bitterem Hohne entgegnete ihm mit gräßlichem Lachen die Worte, mit welchen Friedrich ihn vor kaum einer Stunde in die Wellen zurückstieß: „Hilf dir selbst, armer Freund!“ und mit wildem Blick den schweren Streitkolben erhebend, schleuderte er sicher zielend ihn aus kurzer Entfernung nach dem Haupte Friedrichs. Wie vom Blitze getroffen, knickte die stolze Gestalt des tapferen Altenburgers zusammen und schwer und langsam glitt sie

vom Rosse herab unter die Hufe der tausend über ihn hinweggehenden Gewappneten des Windeckers. Furchtbar wüteten die Schwerter der kräftigen Deutschen unter den Türkenleibern, und „Gott will es — Gott will es!“ riefen sie aufs neue während dieser Blutarbeit, und „Gott will es — Gott will es!“ echoete es nach aus den Reihen der Verstärkungen, welche, die Gefahr der Brüder erkennend, hastig und mit Todesverachtung über den Fluß gesetzt waren, um Theil zu nehmen an ihrem ruhmvollen Ringen. Solch' ungestümem Angriff vermochten die Türkenklaven nicht zu widerstehen; sie wandten ihre flinken Rosse und pfeilschnell flogen sie davon, das blutgetränkte Gefechtsfeld den siegreichen Christen überlassend.

Aber schwer war der Sieg erkauft. Viele Christenleichen deckten den Kampfplatz, darunter die sämtlichen Keisigen Friedrichs v. Altenburg, die sich für den geliebten Herrn geopfert hatten. Ihr kühner Führer selbst lag mit unzähligen Wunden bedeckt, von Rosshufen zerstampft, zwar noch athmend, doch dem Anschein nach rettungslos dem Tode verfallen, mitten unter seiner totesmutigen Heldenschar.

Keiner lebte mehr, der Kunde davon hätte geben können, daß es der Windecker, der treulose Freund gewesen, der den edlen Altenburg vom Rosse gestürzt.

Mit erheucheltem Schmerze in den Mienen stand Hans vor dem blutenden Körper seines Opfers und entnahm dessen Brust die blutgetränkte Schärpe Berthas, um sie dereinst bei Ueberbringung der Todesnachricht der Braut übergeben zu können. Finster lächelnd ritt er sodann hinweg, während einige Genossen den Sterbenden in ein in der Nähe befindliches Landhaus brachten. Des Windeckers abscheulicher Plan war gelungen, sein Zweck erreicht: Friedrich v. Altenburg, der Bräutigam Berthas, war aus dem Wege geräumt. „Heil!“ rief er aus, als er sein Zelt betrat, „ein Jährlein magst Du weinen, schöne Braut, dann sollst Du Dich in dem Arm eines neuen Liebsten trösten und — bei Christi Blut — der soll Hans v. Windeck heißen!“

Durch den Tod des Kaisers war begreiflicher Weise ein Stillstand in den Unternehmungen der Kreuzfahrer eingetreten, denn alle die tapferen Kämpfer für das heilige Grab verzweifelten an dem ferneren Gelingen ihres Werkes, seit ihr großer Führer ihnen genommen war. Zwar übernahm Herzog Friedrich von Schwaben den Oberbefehl über das Heer, aber es schien, als ob mit dem Kaiser auch das Glück von den christlichen Waffen gewichen sei, und ein eigener Unstern waltete über den Kämpfern für das Kreuz. Krankheiten rissen ein, denen viele Tausende zum Opfer fielen; und als auch Herzog Friedrich selbst, der das Heer vor Akkon geführt hatte, vor dieser Stadt der Seuche erlag, da nahm der mit so frohem Mute und so gewaltigen Mitteln unternommene Kreuzzug (wenigstens von deutscher Seite, da die Engländer und Franzosen erst später ins heilige Land nachfolgten) ein unrühmliches Ende. Die Fürsten, Ritter und Herren kehrten heim mit ihren Mannen, doch mancher, der an der Spitze von fünfzig Gewappneten auszog, ritt allein oder nur von wenigen Knappen begleitet der fernen Heimat zu.

Zu diesen wenigen, deren eiserner Körper Klima und Krankheiten Trotz geboten hatte, gehörte auch Hans v. Windeck, und obwohl er die schwarze Trauerschärpe um seine Brust geschlungen hatte, so war sein Herz doch voll Freude, denn er konnte ja in der Heimat den Tod des verhassten Altenburgers verkünden und voll froher Hoffnungen ritt er deshalb nach langer, beschwerlicher Reise geradezu nach der Ebersteinburg, um alsbald der unglücklichen Bertha die Todesnachricht des Bräutigams zu überbringen. Totenbleich, doch äußerlich ruhig und gefaßt, hörte sie die entsetzliche Kunde; als aber Hans, wie zur Bekräftigung seiner Aussage, die wohlbekannte, mit des Geliebten Blut besleckte Schärpe hervorbrachte, da brachen unaufhaltsam ihre Thränen hervor und jammernd warf sie sich an die Brust der Mutter, die trotz des eigenen Schmerzes mit Worten sanften Trostes das geliebte Kind aufzurichten suchte. Auch der Windecker versuchte die

Tiefgebeugte zu trösten und war hiebei taktlos genug, darauf anzuspieren, daß, wenn die Zeit die Wunde ihres Herzens geheilt, sie an der Seite eines anderen sie treu liebenden Mannes all das verlorene Glück der Liebe wieder finden werde. Aber nur mit einem großen stummen Blicke der Verachtung hatte ihm Bertha geantwortet, dann war sie hinweggeschritten nach ihrem Gemache, um sich auszuweinen und Trost bei dem zu suchen, der ihn allein gewähren kann, bei dem Vater der Wittwen und Waisen.

Hans aber verließ ärgerlich über sich selbst und seine Ungeschicklichkeit verwünschend die Burg; er konnte sich nicht verhehlen, daß er seine Anspielungen sehr zur Unzeit gemacht und daß er durch dieselben gerade die gegenteilige Wirkung von dem erreicht habe, was er bezwecken wollte. Doch bald kehrte seine frohe Laune zurück. „Bah,“ sprach er vor sich hin, „alle Bräute, die den Geliebten verloren, denken im Augenblicke des Verlustes an das Kloster. Die Zeit, dieser große, gewaltige Arzt, wird heilen, was jetzt unheilbar scheint: vertrauen wir auf die Zeit!“

Mit diesen Worten schlug Hans den Weg nach der Altenburg ein, um den Vater Friedrichs gleichfalls in Kenntniß zu setzen, daß er keinen Sohn mehr habe. Der alte Graf empfing die niederschmetternde Nachricht, ohne ein Zeichen von Schmerz zu äußern. Wenige Tage später aber fand man ihn tot in seinem Lehnstuhle sitzend. Das Herz war ihm gebrochen und die Gruft, wo die Ahnen vieler Jahrhunderte seines stolzen Geschlechtes ruhten, öffnete sich, um den vermeintlich letzten Altenburger aufzunehmen.

Doch noch lebte einer dieses Namens, war er gleich in einem Zustande in dem Landhause am Flusse Kalkadnus verlassen worden, der die Annahme seines sicheren Todes nur allzu sehr rechtfertigte, noch lebte der so betrauerte und beweinte Friedrich, Dank der sorgfamen Pflege, welche ihm hier von kundiger Hand und — liebendem Herzen gespendet ward.

Das Haus, in welches man den so schwer Verwundeten getragen hatte, gehörte einem reichen alten Juden

Barad, Baden-Baden.

Barad
39.

an, der bei der Wiedereroberung Jerusalems von den Sarazenen aus dieser Stadt vertrieben worden war, da diese die Angehörigen des einstigen „auserwählten Volkes“ noch mehr haßten als die Christen. Der vorsichtige Jsaak aber hatte Gelegenheit gefunden, alle seine Schätze in Sicherheit zu bringen, noch bevor er — ein scheinbarer Bettler — mit seiner einzigen Tochter Esther, welche ihm sein verstorbenes Weib hinterlassen hatte, aus der Stadt entfliehen mußte. Hier aber in Silicien, in diesem äußerlich ärmlich aussehenden nahe bei Selencia gelegenen Landhause wohnte er jetzt und wer die schmucklosen Stuben erschaute, ahnte wohl nicht, welche Reichtümer sie bargen in den verschiedenen geheimen Schränken und Truhen, die in die Wände eingelassen waren. Dabei lebte der alte Jsaak scheinbar ganz so ärmlich, wie die ärmsten seiner Stammesgenossen, welche sich durch mühsamen Handel mit elenden und wertlosen Gegenständen nährten. Durch diese kluge List hatte es der Jude dahin gebracht, daß er in seiner Einjamkeit unbemerkt zugleich gegen Raub und Gewaltthätigkeit gesichert war, welchen er bei Entfalten seiner Reichtümer sicher ausgesetzt gewesen wäre.

Nur der Teil des Hauses, welchen Esther bewohnte, war mit aller erdenkbaren Verschwendung von morgenländischem Luxus ausgestattet. Die Möbel waren aus reich geschnitztem, wohlriechendem Holz gemacht und mit schweren türkischen Decken belegt. Ebenso war der Fußboden mit weichen Teppichen bedeckt, die jeden Schritt unhörbar machten. Die Polster und Divans, welche an den Wänden umherstanden, waren aus den reichsten mit Gold durchwirkten Seidenstoffen gefertigt, desgleichen die Vorhänge, welche die Fenster verhüllten, um die glühenden Strahlen der Sonne abzuhalten. In der Mitte eines jeden Gemaches aber sprang in einem Marmorbecken eine lustig plätschernde Fontäne empor, die schwüle Luft kühlend und zugleich sie reinigend und klärend.

Mit solchem Luxus hatte der alte Jsaak seine Tochter umgeben, denn er liebte Esther, die von wahrhaft wunderbarer Schönheit war, aufs Zärtlichste, und seine Blicke

hingen oft mit Bewunderung an ihrer hohen schlanken Gestalt, deren schöne weiche Formen in der reichen und üppigen orientalischen Tracht aufs Vortheilhafteste sich verrieten. Von ganz unvergleichlicher Schönheit aber war ihr Kopf. Das blendende Weiß ihrer Stirne wurde noch mehr hervorgehoben durch die großen, dunklen Augen, über welchen sich die edel geformten Brauen wölbten, und desgleichen durch die üppigen schwarzen Locken, die unter ihrem mit Perlen und Edelsteinen besetzten Turban hervorquollen. Ihre Nase war fein und schlank, doch eine wenn auch nur leichte Andeutung von Wölbung kennzeichnete sie als Angehörige des Stammes, der auch in seinen schönsten Frauen und Mädchen gewöhnlich durch die charakteristisch starke Adlernase erkennbar ist. Die übrigen Züge ihres Gesichtes, das sie jedoch orientalischer Sitte gemäß in Gegenwart von Fremden nie unverhüllt zeigte, waren von außerordentlicher Weichheit und Feinheit.

Doch auch noch in anderer Beziehung war Esther vor den meisten ihres Stammes und Geschlechtes ausgezeichnet, durch ihre Talente und Kenntnisse. Mit größter Sorgfalt hatte Jsaak sie erziehen und unterrichten lassen; sie sprach mit gleicher Leichtigkeit und Gewandtheit außer der hebräischen Sprache mehrere morgenländische und die sogenannte lingua franca, die Sprache, in welcher sich die Kreuzfahrer gewöhnlich mit den Eingeborenen zu verständigen suchten. Durch diese letztere aber, die aus einem Gemisch von morgen- und abendländischen Worten bestand, war sie sogar des Englischen und selbst des Deutschen mächtig. Einen ganz besonderen Zweig ihres Wissens aber bildeten ihre Kenntnisse in der Heilkunde, einer Wissenschaft, welche die Juden im Allgemeinen, Männer wie Frauen, in jenen Zeiten in hervorragender Weise pflegten und übten, so daß die Hilfe jüdischer Ärzte allgemein gesucht war und daß sich die Fürsten und Herren sogar der christlichen Heere bei Krankheiten und Verwundungen am liebsten der Sorge eines Weisen aus diesem sonst so sehr verachteten Volke anvertrauten. Auch der Arzt, den der Sage nach der edelmütige Saladin dem schwer erkrankten

König von England, Richard Löwenherz, sandte, welcher ihn auch glücklich wieder herstellte, war ein Jude.

Esther hatte ihre medizinischen Kenntnisse in Jerusalem unter Anleitung eines Bruders ihres Vaters sich erworben, der seiner vielen Geheimmittel wegen ganz besonders berühmt war. Hochbetagt war er kurz vor der Vertreibung der Juden aus der wieder eroberten Stadt gestorben; seine Geheimnisse aber lebten in seiner gelehrigen Schülerin fort.

In dieses von Jsaak und seiner Tochter bewohnte Haus also war der so schwer verwundete Ritter getragen und dem alten Juden überlassen worden. Aber nachdem sich der falsche Freund Friedrichs und seine Gefährten entfernt hatten, nahte sich, von einer Dienerin begleitet, Esther der Lägerstätte des Verwundeten und mit kundiger Hand wusch und reinigte sie die schweren Verletzungen desselben, untersuchte sie mittelst seiner Werkzeuge und hatte bald die Freude, sich zu überzeugen, daß das Leben des schönen jungen Ritters durch eine Wunde am Kopfe zwar in hohem Grade gefährdet, doch daß es nicht unmöglich sei, ihn vor dem Tode zu bewahren. Sorgfältig goß sie jetzt in die klaffende, von dem Morgenstern des Wunddeckers herrührende Hauptwunde einen Balsam, den nur sie nach des Oheims hinterlassenen Rezepten zu bereiten verstand, und legte dann um die goldblonden Locken einen kühlenden Verband, den sie von Zeit zu Zeit wieder mit dem schon vorher angewendeten Heilbalsam befeuchtete. Zwischen die halbgeöffneten Lippen des Bewußtlosen aber goß sie einige Tropfen einer belebenden Essenz, die eine wunderbare Wirkung hatte. Der fast erlöschene Lebensfunke Friedrichs begann Dank der Anwendung dieses Mittels wieder zu glimmen. Erst leise und kaum bemerkbar hob sich unter leichten Atemzügen des Jünglings Brust und mit kaum fühlbaren Schlägen wurde die Thätigkeit des Herzens erkennlich; bald aber, nach wiederholtem Einslößen jener Tropfen, färbten sich die todesblassen Wangen mit leichtem Rot, die Pulsschläge wurden stärker und stärker und steigerten sich in ihrer Zahl immer mehr, bis endlich das

von Esther erstrebte Fieber eingetreten war, ohne welches keine Wunde zu heilen vermag. Doch auch dies hielt sie durch Anwendung neuer Mittel in mäßigen Grenzen und sobald der Kranke mit wirren Blicken umher zu schauen und durch ausgestoßene Worte zu verraten begann, daß sein Gehirn durch Wahngelüste erhitzt werde, bestrich sie die Schläfe und die Stirne desselben mit einer wohlriechenden Salbe, worauf er sich allmählig mehr und mehr beruhigte und endlich in sanften tiefen Schlaf versank.

Mit unermüdlicher Sorgfalt wachte Esther so mehrere Wochen hindurch in der doppelten Eigenschaft als Arzt und Krankenwärterin an dem Lager des Verwundeten, und nur wenn Friedrich schlief, gönnte auch sie sich Zeit zur Ruhe, ließ ihn aber dann unter der Obhut ihrer Amme, welche die gemessene Weisung hatte, die Herrin zu rufen, sobald der Kranke erwachen oder ein anderer unvorhergesehener Umstand ihr Kommen notwendig machen sollte. So wirkte sie mit ausdauernder Beharrlichkeit an dem Krankenlager des ritterlichen Gastes, und ihrer unermüdlichen Sorgfalt, ihrer aufopfernden Pflege gelang es, das junge Leben desselben zu erhalten, dem Tode eine scheinbar sicher verfallene Beute zu entreißen.

Die Besserung des Kranken nahm langsam aber stetig zu, und in dem Maße, wie diese vorschritt — namentlich seit das so lange getrübt Bewußtsein wiederzukehren begann — nahmen die Besuche Esthers an dem Lager des Genesenden ab, denn wiewohl die Ausübung ihrer medizinischen Kenntnisse ihr eine viel größere Freiheit gestattete, als nach der Sitte aller Orientalen ihrem Geschlechte eingeräumt war, so erkannte sie doch mit richtigem weiblichem Zartgefühl die Notwendigkeit dieses ihres Verhaltens. So oft sie deshalb bemerkte, daß des Ritters Blick sich klärte und staunend und wie fragend in dem prächtig ausgestatteten Gemach umherschaute, so verließ sie die Stube, um erst wiederzukehren, wenn das regelmäßig in den Abendstunden heftiger auftretende Fieber ihre Rückkehr nötig machte. Die Anwesenheit Esthers übte übrigens stets auf den Ritter, selbst wenn die wildesten Fieber-

träume ihn beherrschten, einen wohlthätigen und beruhigenden Einfluß aus. Sobald sie ihm in den Lauten seiner Heimat zusprach, sich ruhig zu verhalten, oder wenn sie ihm die kleine zarte Hand auf die glühende Stirne legte, so milderte sich der wilde Sturm seiner Phantasien und geduldig und folgsam wie ein Kind blieb er liegen und gehorchte den Anordnungen seiner Pflegerin. Mit einem Gefühle des Bedauerns jedoch sah Friedrich, wenn sein Geist wieder klarer wurde, jeweils die in Schleiern verhüllte Gestalt, die er trotz des im Gemache herrschenden steten Halbdunkels an der Unmuth ihrer Bewegungen als eine jugendliche erkannte, von seinem Lager entweichen, und als das klare Bewußtsein völlig und andauernd zurückgekehrt war, fing er an, sich nach der Rückkehr der freundlichen Pflegerin zu sehnen, die, das fühlte er wohl, allein durch ihre unermüdlige Sorgfalt sein Leben erhalten hatte. Zugleich ward seine Neugier aufs Höchste gespannt, wer sie wohl sein möge. Aber alle Fragen, die er in diesem Betreff an die Dienerin richtete, welche die Stelle der Abwesenden vertrat, blieben unbeantwortet, entweder weil sie die lingua franca nicht verstand, oder sie nicht verstehen wollte.

Auch in die ferne Heimat und zu Bertha schweiften nun seine Gedanken, doch zu seinem eigenen Erstaunen vermochte er der letzteren nicht mehr mit dem früher empfundenen Gefühl der Liebe zu gedenken; es war ihm bei der Erinnerung an die einst so heiß Geliebte, wie wenn er einer Verstorbenen gedente und ihr Bild ward immer und immer wieder verdrängt durch das der liebevoll an seinem Krankenlager waltenden Gestalt, obwohl er sie stets nur wie ein Traumbild hatte kommen und verschwinden sehen. Endlich aber versuchte er sich auch dessen zu entsinnen, was mit ihm vorgegangen war und was ihn in dieses Haus und unter die pflegende Hand derer gebracht hatte, die seine Gedanken so sehr beherrschte. Nach und nach vermochte er an die unheilvollen Vorgänge des 10. Juni — den Tod des Kaisers — auch in seiner Erinnerung den nachfolgenden Kampf mit den Sarazenen

zu reihen und plötzlich tauchte da der Vorfall mit dem Winderker in seinem Gedächtnisse auf und in dem Maße, wie es ihm klarer und klarer wurde, daß es Hans gewesen, der ihn mit seinem Streitkolben zu Tode verwundet hatte, steigerte sich seine nunmehr erwachende Wut bis zu einem Grade, daß er sich plötzlich mit wild drohender Geberde in seinem Bette aufrichtete und mit furchtbarer Stimme ausrief: „Ha, der Schändliche — der feige, elende Verräter! Gebt mir mein Schwert, daß ich den Buben züchtige!“

Erschreckt hörte die Dienerin Esther, die den Wärterdienst bei dem Kranken versah, diesen Wutausbruch, und da sie die Worte der ihr unbekanntenen deutschen Sprache nicht verstand, so vermochte sie sich denselben nur als eine Winderkehr des heftigen Fiebers zu erklären und den erhaltenen Befehlen gemäß zog sie deshalb voll Angst an einer Klingelschnur, um die Herrin selbst zur Hilfe herbei zu rufen. Als bald öffnete sich auch die Thüre und Esther trat in das Gemach. Mit einem raschen Blicke glaubte sie die Lage der Dinge zu erkennen, denn auch sie ließ sich durch den wilden Blick, die geröteten Wangen und die ausgerufenen Drohworte des Kranken täuschen, so daß sie annahm, ihr Patient sei von einem neuen heftigen Fieberanfall befallen worden. Ohne deshalb die Vorsicht zu gebrauchen, ihr Antlitz zu verschleiern, schritt sie an das Krankenlager und nötigte den Verwundeten mit sanfter Gewalt, sich wieder niederzulegen, indem sie ihrer Gewohnheit gemäß in deutscher Sprache zu ihm sagte:

„Verhaltet Euch ruhig, Herr Ritter, — Eure schwere Verwundung macht dies nötig!“

Zum erstenmale mit völlig klaren Sinnen ersah der Ritter die wunderbare Schönheit der herrlichen über ihn sich beugenden Gestalt und wie bezaubert starrete er in das reizende Antlitz des lieblichen Geschöpfes, das so freundlich und unermülich ihn verpflegte. Esther aber mochte wohl gerade hiedurch erkennen, daß sie sich keinem in wirren Fieberträumen Liegenden gegenüber befinde und zum erstenmale errötete sie tief unter dem mit dem Aus-

druck des unverkennbarsten Entzückens auf ihr haftenden Blicke des Ritters. Verwirrt und beschämt versuchte sie den Schleier vor ihr Antlitz zu ziehen, aber Friedrich ergriff ihre bebende Hand und rief ihr mit Worten zu, wie Esther sie noch nie im Leben vernommen, und in Tönen, wie sie sie nie gehört: „O, entziehe mir nicht deinen Anblick, verhülle nicht dies himmlisch schöne Antlitz, das so mild und so rein wie der Strahl der Sonne mein Herz erwärmt! O Mädchen — wenn du nicht ein Engel des Himmels bist, der herniederstieg, mich in den langen Tagen und Nächten der Schmerzen und des Wahnsinns zu trösten — o, so sage mir, wer du bist, daß ich entweder zu dir beten kann, wie zu einer Heiligen, oder dich verehren und dir meine Dienste widmen kann als der herrlichsten, als der schönsten ihres Geschlechtes, der je ein Ritter sein Leben geweiht hat!“

Esther war nicht unbekannt mit der in jenen Zeiten unter den Christenrittern üblichen schwärmerischen Verehrung der Damen und der Art und Weise, wie sie dieselben in Wort und That kundgaben; sie suchte sich deshalb zu überreden, was Friedrich gesprochen, nur als Worte seiner ritterlichen Galanterie anzusehen, aber dennoch lag in dem Ausdruck seines männlich schönen Gesichtes und besonders seiner Augen, die mit unverkennbarster Bewunderung zu ihr aufblickten, soviel Wahrfähigkeit des Gefühls, daß sich die Jungfrau kaum ihrer Verlegenheit zu erwehren wußte. Mehr um überhaupt etwas zu erwidern, als in der Absicht, dem Ritter Auskunft auf seine Fragen über ihre Person zu geben, antwortete sie deshalb abermals hoch erröthend:

„Ihr irrt Euch, Herr Ritter, ich bin keine Dame, die eurer Dienste würdig wäre, denn wißt, ich bin Esther — eine Jüdin.“

„O, sei wer und was du willst!“ — entgegnete begeistert der Ritter, des schönen Mädchens Hand an seine Lippen pressend, „für mich bist du ein Wesen, das Anspruch auf meine höchste Dankbarkeit hat, denn du hast mich gepflegt mit treuer Sorge, hast mich, den Fremdling,

gewartet und bei mir ausgeharrt, da alle mich verließen, und deine Hand war es, die mir die brennenden Schmerzen meiner Wunden benahm, die mich am Leben erhielt — o, lasse mich sie küssen, diese schöne, diese segenspendende, diese teure Hand!“

Und wiederum preßte Friedrich seine Lippen auf die zarte weiße Hand Esthers, die über ihrer durch des Ritters stürmische Gefühlsäußerung hervorgerufenen Verwirrung vergessen hatte, ihm dieselbe zu entziehen. Als sie aber seine heißen Küsse fühlte, da machte sie, über und über erglühend, den Versuch, ihre Hand zu befreien und zu entfliehen, aber Friedrich hielt sie fest und bat mit stehender Stimme:

„O, entfliehe mir nicht wieder, du liebliches Bild! Bleibe bei dem, den du gewiß nicht gerettet, daß er vor Sehnsucht nach dir vergehen soll — o, jetzt vermag ich mir dies Sehnen nach dem Anblick deiner Züge zu erklären, die ich bisher nur wie im Traume erschaut und die dessen ungeachtet mein ganzes Herz erfüllten — o, Esther, es war die Sehnsucht der Liebe! — Esther — Mädchen — ich — liebe dich!“

Kein Mädchen der Welt würde hier widerstanden haben; auch auf die heißblütige Orientalin, die schöne Esther, übten jene Worte ihren alten Zauber, um so mehr, da sie als Arzt für ihren Kranken — wie nur natürlich — seit dem ersten Tage schon, da er sich in ihrer Pflege befand, ein inniges Gefühl des Mitleids gehegt hatte. „Vom Mitleid aber zur Liebe,“ sagt ein Sprichwort, „ist nur ein Schritt,“ und Esther hatte ein innig fühlendes Herz und leicht erregbare Sinne; ist es deshalb zu wundern, daß die Worte: „ich liebe dich,“ wie ein zündender Funke in die Brust des Mädchens fielen und das bisher noch schlummernde Gefühl der Liebe zur hellen Flamme erweckten? — Wie unwillkürlich und einer fremden Macht gehorchend beugte sie sich herab zu dem schönen blonden Jüngling, dessen glühende Blicke sich in ihre tiefste Seele versenkten und mit einem Kusse hauchte sie das Geständnis ihrer Gegenliebe auf seine Lippen. Raun aber hatte

sie also die Erregung ihres Herzens verraten, als auch das weibliche Schamgefühl wieder in ihr die Oberhand gewann; über und über erglühend riß sie sich los und stürzte aus dem Gemache. Höchlichst erstaunt über das, was sie gesehen, folgte die Dienerin, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, der geliebten Herrin und Friedrich befand sich allein — allein mit sich und seinem Herzen voll Glücksgefühl.

Laut hätte er aufjubeln mögen bei dem Gedanken, von diesem herrlichen Wesen geliebt zu sein, das wie ein Schutzengel voll treuester Hingebung über ihm gewacht hatte; überglücklich pries er sich, daß er das Herz dieser holden Jungfrau errungen, die mit einer Schönheit, wie er sie nie im Leben erschaut, Gaben des Geistes und Vorzüge des Herzens verband, wie sie kein anderes Weib unter der Sonne in sich vereinigte, keines auf dem ganzen Erdenrund, nicht einmal — Bertha. Bertha? . . . Gott im Himmel, wie fiel im jetzt plötzlich der Gedanke an die edle Verlobte in der Heimat schwer auf die Seele, die ihn so innig und treu geliebt und voll heißer Sehnsucht seine Heimkehr erwartete! Welche Pein machte ihm nun mit einem male das Bewußtsein, daß er sie verraten, der er Treue geschworen, daß er ihr sein Wort gebrochen, um — einer Jüdin willen!

Aber allzu groß war der Zauber der Reize der prächtigen Esther. Was war die einfache Lieblichkeit Berthas gegen die imposante Schönheit des Mädchens, das ihm jetzt ihr Herz geschenkt? Was vermochte ihm Bertha zu bieten im Vergleich zu den Wonnen, die seiner in Esthers Armen warteten? Mit Gewalt entschlug er sich der Gedanken an die arme Bertha; nur der neuen herrlichen Geliebten wollte er gedenken, — nur sie allein lieben und sich von ihr lieben lassen. Was kümmerte es ihn, daß sie eine Jüdin war, — daß sie diesem so sehr verachteten Volke angehörte? Wer konnte ihm über seinen Umgang mit ihr einen Vorwurf machen? Das ganze christliche Heer hielt ihn ohne Zweifel für tot; auch in die ferne Heimat war vermutlich diese Kunde schon gelangt. Wer

also konnte ihm dereinst die Küge ins Angesicht schleudern: „Du hast durch deine Liebe zu einer Jüdin deine Pflicht als Christ verlegt und deine Ehre als Ritter besleckt?“

Mit solchen Gedanken stemmte sich Friedrich gegen alle auf ihn einstürmenden Mahnungen seines Gewissens, und als gegen Abend Esther ihrer Pflicht als Arzt genügend, in Begleitung ihrer Amme zu ihm wiederkehrte, wiederholte er ihr stürmisch die Worte seiner Liebe; und mit glücklichem Lächeln sank Esther in seine Arme, und als er sie so an seiner Brust, an seinem Herzen hielt, da verbleichte Berthas Bild immer mehr und alle weiteren Gedanken der Reue schwieg er tot in der Fülle der Glückseligkeit, die ihn mit jedem neuen Kusse der Geliebten mehr und mehr durchströmte.

Zwei Monden waren schon verschwunden, seit Friedrich sich der Liebe der schönen Esther erkreute. Die unerschöpfliche, mächtig schaffende und erneuernde Kraft der Jugend und das ihn belebende Glück der Liebe hatten gleichmäßig bewirkt, daß Friedrich bald wieder zu seiner früheren Frische und Vollkraft erstand. Aber dessen ungeachtet dachte er immer noch nicht daran, das Haus des gastfreundlichen Juden zu verlassen, der keine Ahnung davon hatte, daß seine Tochter ein heimliches, durch ihre eigene wie durch des Ritters Religion verbotenes, Liebesverhältnis mit seinem Gaste unterhielt. Die alte Rachel, Esthers Dienerin, stand zwar wiederholt auf dem Punkte, ihrer Pflicht gemäß den Vater hievon in Kenntniß zu setzen, aber die Bitten ihres Liebblings, der Anblick von Esthers Glückseligkeit, die mit der Entdeckung des Geheimnisses vernichtet worden wäre, wohl auch ihr Vertrauen auf ihre eigene Wachsamkeit vermochten die gutmütige Alte, immer wieder zu schweigen.

So blieb Friedrichs und Esthers Einvernehmen ungestört und beide genossen ihr Glück wie in einer Art Taumel, nur der Gegenwart, nicht aber der Zukunft gedenkend. Esther, die noch nie zuvor das Gefühl der Liebe

gekannt, liebte den schönen Ritter mit glühender Leidenschaftlichkeit, aber auch voll zärtlichster Hingebung, denn der Gedanke an die Möglichkeit eines Verraths von Seiten des Mannes, der sie täglich mit den heiligsten Schwüren seiner unendlichen Liebe versicherte, stand ihrem gläubig vertrauenden Herzen fern. Friedrich aber glaubte, jetzt erst die wahre Liebe kennen gelernt zu haben, eine Liebe, für die allein er lebte und in der sein ganzes Wesen aufging.

So lebten die beiden in einem beglückenden Traume; aber wie bei jedem Traume, so folgte auch bei diesem — das Erwachen.

Der alte Jsaak brachte seinem Gaste eines Tages die Nachricht von dem Mißgeschick des Kreuzheeres, den furchtbaren Verlusten desselben durch Seuchen und Kämpfe und die nach dem Tode des Herzogs Friedrich von Schwaben erfolgte völlige Auflösung des Heeres.

„Alle die deutschen Ritter,“ schloß Jsaak seinen Bericht, „kehren heim, der Krieg ist zu Ende. — Auch Ihr, edler Herr, werdet nun, da Eure Gesundheit wieder völlig hergestellt ist, Eure Rückkehr in Euer Vaterland antreten und Ihr werdet mirs nicht übel deuten, wenn ich Euch bitte, dies bald zu thun, denn in einer wichtigen Handelsangelegenheit muß ich in den nächsten Tagen für längere Zeit verreisen und es ginge deshalb nicht an, daß Ihr noch fernerhin der Gast eines Hauses wäret, dessen einzige Bewohner ein junges Mädchen und einige Diener sein werden.“

Friedrich erschrak. — Heim? — Er sollte heimkehren? Dieses eine Wort löste mit einem Male den Zauber, der ihn gefangen hielt. Das liebliche Bild seiner schönen Heimat tauchte vor den Augen seiner Seele auf und eine glühende Sehnsucht erfaßte ihn nach den so lange entbehrten Bergen, den fruchtbaren Thälern, den frisch grünenden Wäldern und Wiesen, dem rauschenden Rheine mit den blühenden Städten und Dörfern seines herrlichen Heimatlandes. Ja, er mußte heim — heim nach dem turmreichen stolzen Schlosse seiner Ahnen, heim zu seinem alten Vater, der wahr-

scheinlich mit blutigen Thränen den vermeintlichen Tod des letzten seiner Söhne beweinte, heim zu Bertha?

Zu Bertha? — Wiederum brannte der Gedanke an die verlassene Braut ihm wie Feuer auf der Seele.

Zu Bertha sollte er heimkehren, zu der einst so innig Geliebten, die ihre ganze Lebenshoffnung auf ihn gesetzt hatte, die an ihm hing mit aller Liebe ihres jungen Herzens, mit aller der Treue, welcher nur eine deutsche Jungfrau fähig ist, und — die er gleichwohl verraten! Durfte er es wagen, er, der Treulose, der Wortbrüchige, in ihre reine Nähe zu treten? Doch, konnte er denn nicht wieder gut machen, was er verbrochen? Ja, er mußte heim zu ihr, der Unglückseligen, die er nun im Geiste erblickte, angethan mit den schwarzen Trauergewändern und dem Schleier der jungfräulichen Witwe! Vereuend wollte er zu ihren Füßen sinken, die Thränen dieser sanften Taubenaugen hinweg küssen und mit fernerhin unwandelbarer Liebe ihr den Kummer und die unendlichen Schmerzen vergelten, die sie um feinetwillen erduldet — sein ganzes Leben hindurch wollte er mit steter Treue die begangene Untreue tilgen! — Ja, er mußte heim zu ihr!

Doch Esther?! — Hatte er nicht auch sie geliebt mit dem ungezügelten Feuer seiner jugendlichen Begeisterung für ihre wunderbare Schönheit? Hatte er nicht auch ihr unzählige Eide ewiger Liebe und Treue geschworen? Und hatte sie, der er zudem sein Leben zu danken hatte, ihn nicht wieder geliebt mit all der Glut, welcher nur die Töchter der in den heißen Zonen lebenden Völker fähig sind? Hatte sie nicht, seinen Schwüren vertrauend, ihm alles geopfert, was sie zu opfern hatte? Konnte, durfte er jetzt den einen begangenen Verrat durch einen anderen jähnen? . .

O, es war ein furchtbares Dilemma, in welchem seine Seele schwankte; was er auch that oder thun wollte, — einen Verrat mußte er begehen! Doch konnte er denn noch lange wanken und wählen? Die Notwendigkeit mit ihren zwingenden Geboten mußte ja den neuen zu begehenden Verrat entschuldigen, denn fort mußte er ja — der

alte Jude hatte Recht — er konnte in seiner Abwesenheit nicht länger eine Gastfreundschaft beanspruchen, die schon allzu lange gewährt. Und selbst wenn er hätte bleiben können, — jetzt hätte er es nicht mehr gewollt, denn seit seine Gedanken wieder bei seiner Bertha geweilt hatten, fühlte er mit der Reue über die begangene Untreue seine alte Liebe zu ihr wieder ebenso mächtig erwachen, wie die Sehnsucht nach der Heimat. Auf sein Verhältnis zu Esther aber begann er — wenn auch zögernd und widerstrebend — mit Erröten zu blicken, denn jetzt erst vermochte er das Unwürdige desselben zu erkennen und die Kluft zu begreifen, die sich zwischen der ungläubigen Jüdin und dem Christen, zwischen der Tochter eines verachteten Händlers und dem Sohne und Erben des edlen und würdigen Grafen Ulrich v. Altenburg befand. Konnte er deshalb über sein Thun noch länger im Zweifel sein?

Aber wie aus des Juden Hause, wie von Esther loskommen? Zu seiner Ehre sei es gesagt, er besaß, wenn auch nicht mehr das frühere Gefühl der Leidenschaft für die schöne Jüdin — doch noch hinreichende Zuneigung für sie, daß es ihm unendlich schmerzlich fiel, Esther, die so rückhaltslos seiner Liebe und seinen Schwüren vertraut hatte, das Scheidewort zuzurufen. Und konnte er erwarten, daß sie ihn, den sie für immer durch Dankbarkeit, Liebe und Pflicht an sie gekettet wähnte, so ruhig würde ziehen lassen? Gewiß nicht! — Er hätte eines entsetzlichen Auftritts gewärtig sein müssen und — er, der tapfere Ritter, der unerchrodene Kämpfer in so manchen Gefahren und Schlachten, fühlte schon bei dem Gedanken an die voraussetzlichen Folgen seiner Trennung von der heißblütigen Orientalin sein Herz erbeben. Doch wie ließ sich die gefürchtete Katastrophe vermeiden? — List allein konnte ihn retten; sie, die Schwester des Verrats, sollte ihm helfen, einen solchen zu begehen.

Mit diesen Gedanken und in dieser Absicht trat Friedrich in Esthers Gemach. Mit einem Lächeln des Glücks flog ihm diese entgegen, um ihm den reizenden Mund zum Kusse zu bieten; aber mit Schrecken bemerkte

sie plötzlich sein verändertes Aussehen, seinen unstätten Blick und seine finster zusammengezogenen Brauen.

„Was ist dir, mein teurer Friedrich?“ frug sie, unwillkürlich erbebend, indem sie ihm mit der kleinen Hand über die Stirne fuhr, wie um sie zu glätten. — „Was bedeuten diese garstigen Falten, die nur schlecht zu deinem lieben Antlitz passen?“

Friedrich preßte das schöne, liebende Geschöpf, das voll banger Sorge mit den großen dunklen Augen zu ihm auffah, wie in heftiger Erregung an die Brust und erwiderte mit unwillkürlich unsicherer und zitternder Stimme: „Es sind die Furchen des Grames, meine einzig geliebte Esther, — denn ich muß — fort!“

Esther erbleichte. „Herr, mein Gott!“ schrie sie auf, den Geliebten krampfhaft umklammernd, „fort willst du?! — Weshalb — was ist geschehen?“

„Dein Vater — —“

„Weiß er um unsere Liebe?“ — unterbrach ihn Esther entsetzt.

„Nein!“ antwortete der Ritter kurz.

„Weshalb bist du so wortfarg?“ versetzte Esther mit vorwurfsvollem Tone, indem sie zugleich zärtlich ihre Arme um des Geliebten Nacken schlang, „o, sieh meine Angst und sprich; was ist mit meinem Vater?“

Mit wenigen Worten teilte Friedrich nun dem ängstlich aufhorchenden Mädchen mit, was ihm der Jude berichtet und welche Wünsche er an seine Mitteilung geknüpft habe. — „Und deshalb,“ schloß er, sich heftig bewegt stellend, „muß ich — fort!“

„Fort — fort?!“ schrie das unglückliche Mädchen, jammernd die Hände ringend. „Und ich? — Was soll aus mir werden?“

„Esther,“ begann Friedrich, jetzt wie mit Gewalt seine Bewegung bemeisternd, „du hast mir schon sovieler Beweise deiner innigen Liebe gegeben, — jetzt liegt es in deinen Händen, mir den größten von allen zu geben: ich muß fort — doch ohne dich, meine süße Esther, kann ich nicht leben. Deshalb — wenn du dich entschließen kannst,

um meinetwillen dein Vaterland, deinen Vater und deinen Glauben zu verlassen, so — sollst du mit mir ziehen in meine ferne Heimat, auf mein Schloß!”

Friedrich schwieg und atmete tief auf, denn es war ihm schwerer geworden, als er gedacht, die schmähhliche Lüge auszusprechen, durch welche er das in seiner Liebe blind vertrauende Mädchen zu täuschen hoffte. Einige glühende Küsse sollten noch den letzten Zweifel Esthers an der Redlichkeit seiner Absichten niederschlagen, wenn sie sie solche hegen sollte. Aber das liebende Mädchen hielt den Geliebten eines so schändlichen Betrugs gar nicht für fähig. Durch Thränen glücklich lächelnd schaute sie ihm ins Auge und erwiderte:

„Konntest du zweifeln, daß ich deinem Verlangen nachkommen werde, du teurer — du geliebter Mann? O, mein Friedrich,“ fuhr sie fort, indem sie errötend das schöne Antlitz an seiner Brust verbarg, „wo du bist, da ist mein Vaterland; und würdest du mich in eine Wüste führen, ich würde glücklich sein und sie lieb gewinnen, wenn du ihre Schrecken mit mir theiltest! — Mein Vater? — Der deinige wird ihn mir ersetzen! — Mein Glaube? — Es ist nur ein Gott, und ob ich ihn unter dem Namen verehere, den die Christen ihm geben, oder mit dem Namen ‚Jehova‘ — er bleibt deshalb doch derselbe Gott, dessen Gnade ewig währet! Er wird die arme Esther auch erhören, wenn sie das Gebet der Christen zu ihm emporsendet, und wird ihr gnädig und barmherzig sein, wenn sie aus Liebe zu dir dem Glauben ihrer Väter untreu wird. Deshalb, geliebter Mann, soll auch dein Glaube der meine sein, wie deine Heimat mein Vaterland!“

Beschämt von der Größe dieser Liebe, die alles für ihn zu thun bereit war, wandte der Ritter sein Antlitz ab; er war noch zu sehr Neuling in der Verstellungskunst, als daß er nicht gefürchtet hätte, sich durch die brennende Röthe der Scham, die sein Gesicht überzog, zu verraten, aber er mußte vollenden, was er begonnen — „um Berthas willen,“ wie er sich selbst einredete.

„O, habe Dank,“ erwiderte er deshalb mit erheuchelter

Freude, „tausend Dank für deine Liebe und das neue große Opfer, das du mir bringen willst! Höre darum, was geschehen muß. Morgen ziehe ich hinweg, um scheinbar meine Heimreise anzutreten, doch nur um in Seleucia zu verweilen, bis dein Vater seine Reise angetreten hat — denn er darf nicht ahnen, daß du mir folgen wirst — dann kehre ich wieder, dich zu holen und —“

„Und dann, nach dieser kurzen Zeit der Trennung,“ fiel ihm Esther begeistert ins Wort, „soll nichts mehr mich von dir scheiden, als der Tod!“

Statt aller Antwort schloß Friedrich Esther in die Arme und nachdem er noch einmal ihre blühenden Lippen geküßt, wandte er sich aus dem Gemache, um seine Vorbereitungen zu seiner Abreise zu treffen. —

Am anderen Morgen trat er, angethan mit der blinkenden Stahlrüstung, vor Jsaak, der ihm so lange und uneigennützig Gastfreundschaft gewährt hatte. Mit warmen und beredten Worten sprach er ihm seinen Dank aus und bat ihn sodann, sich auch von seiner treuen und unermüdligen Pflegerin verabschieden zu dürfen. Gerne willfahrte Jsaak, der das Mädchen alsbald rufen ließ.

Als ob sie einem Manne Lebewohl sage, für den sie der ihm erwiesenen Pflege wegen besonders freundschaftliche Gesinnungen hege, der aber sonst ihrem Herzen völlig gleichgiltig sei, trat sie Friedrich gegenüber. Lächelnd hörte sie seine Abschiedsworte und erwiderte dieselben ruhig und mit mädchenhafter Schüchternheit, so daß selbst das argwöhnischste Auge nichts hätte entdecken können, was einen Verdacht bezüglich eines Einverständnisses der beiden hätte rege machen können. Ebenso ruhig sah sie Friedrich zu Rosse steigen und hinwegreiten; nur in ihrem Herzen rief sie ihm tausend Grüße des Lebewohls und des Wiedersehens nach.

Acht Tage später trat auch Jsaak seine Reise an; Esther verabschiedete sich von ihm, den sie ja heimlich zu verlassen gedachte, mit unzähligen Thränen, so daß der Vater sich die überschwengliche Rührung seines Kindes bei

einem Abschied für etwa zwei Monate nicht zu erklären vermochte.

„Der Gott Abrahams segne dich, meine geliebte Esther,“ sprach er mit zitternder Stimme. „Er sei mit dir allezeit und lenke dein Herz und deine Schritte in jeglichem Thun!“

Esther erbehte. Mit blutendem Herzen riß sie sich endlich aus den Armen des geliebten alten Vaters, den sie gleichwohl ihrer noch stärkeren Liebe zu Friedrich wegen verlassen wollte. Dann — nachdem er endlich geschieden — schritt sie nach ihren Gemächern, um ihre eigenen Vorbereitungen zur Abreise zu treffen, denn jeder Tag, jede Stunde konnte ja jetzt den Geliebten zurückführen, um sie zur Reise in die neue Heimat abzurufen. — Aber sie wartete acht, sie wartete vierzehn Tage vergeblich auf seine Rückkehr. Da begann ein furchtbarer Verdacht in ihrer Seele zu dämmern. Heimlich sandte sie einen vertrauten Boten nach Seleucia, um Erkundigungen nach dem Verschwindenen einzuziehen. Bald schon kehrte er wieder: der Ritter hatte schon vor zehn Tagen die Stadt verlassen, um zu Schiffe nach seinem Vaterlande heimzureisen.

Laut aufschreiend stürzte bei dieser furchtbaren Nachricht die unglückliche Esther zu Boden; der Verdacht, den sie nur mit widerstrebendem Herzen gehegt hatte, war zur zweifellosen Gewißheit geworden — sie war betrogen, schmähslich getäuscht, verlassen und verraten!

Glücklich war die Reise Friedrichs verlaufen, und mit vor Freude klopfendem Herzen war er endlich in der Heimat, auf der Burg seiner Ahnen eingetroffen, wo er wie ein von den Toten Erstandener jubelnd als „Herr“ begrüßt wurde, denn tief erschüttert vernahm er jetzt die Kunde von dem Hinscheiden seines geliebten Vaters, des edlen Grafen Ulrich. Noch bevor er seine heiße Sehnsucht nach Bertha befriedigte, kniete er mit unendlich schmerzlichen Gefühlen an der Ruhestätte des Mannes nieder, dem der Kummer über seinen vermeintlichen Tod das Herz ge-

brochen — aber alle seine Thränen vermochten ihn nicht wieder ins Leben zurück zu rufen, der, ohne ihm seinen Ungehorsam verziehen zu haben und ohne ein Wort des Lebewohls ihn hatte ziehen lassen in den Krieg, aus dem er wohl den heiß ersehnten Ruhm mit heimbrachte, doch — dies fühlte er wohl — einen Ruhm, den er mit der Ruhe seines Gewissens, mit dem Stachel bitterster Vorwürfe erkaufte hatte.

Wer aber vermöchte den Jubel zu beschreiben, den die Ankunft des Heimgekehrten auf Burg Eberstein hervorrief? Wer das Glück der treuen Bertha, als sie nach so langer Zeit unsäglich herber Schmerzen wieder an der Brust des Geliebten lag? Wer vermöchte es, die Gefühle ihres reinen liebenden Herzens zu schildern, wer ihre Dankbarkeit gegen Gott, der ihr ihn wiedergegeben, dessen Verlust sie mit so vielen bitteren Thränen beweint hatte?

Kalte, tote Worte vermögen niemals wiederzugeben, was so heiß empfunden wird; ein einziges Lächeln Berthas, ein einziger Blick ihres sanften seelenvollen Auges sagte mehr, als alle meine Worte vermöchten.

Auch bei der Ritterschaft der gesamten Umgebung war die Freude über des jungen Grafen glückliche Heimkehr eine allgemeine und alles beeilte sich, ihm dieselbe kund zu thun. Nur der nächste Nachbar Friedrichs, Hans v. Windeck, war nichts weniger als erfreut über die Auferstehung des Totgeglaubten, denn mit Grauen sah er sich jetzt am Ziele seiner Ränke und mit banger Ahnung erkannte er, daß ihn nun die Rache und Strafe für dieselben ereilen werde. In der That trat auch Graf Altenburg alsbald mit der Anklage Hansens vor die Ritterschaft, daß ihn dieser treulofer und verräterischer Weise im Gefechte zu Tode verwundet und vom Rosse gestürzt habe, da er ohne Zweifel gehofft habe, nach Beseitigung des Mannes, dem er öffentlich die innigste Freundschaft geheuchelt habe, die Hand Berthas erlangen zu können. Vergeblich versuchte Hans die Anklage in Abrede zu stellen oder ihr Gewicht dahin abzuschwächen, daß er behauptete, der Streittkolben, mit dessen Wurfe er dem Freunde habe zu

Hilfe eilen wollen, habe unglücklicherweise sein Ziel verfehlt und diesen selbst getroffen. Umsonst — Friedrich hielt seine Klage aufrecht und forderte den falschen Freund zum Kampf und Gottesgericht.

Nach der Sitte der damaligen Zeit durfte sich Hans, selbst wenn er dies gewollt hätte, einem solchen Kampfe nicht entziehen; aber er wünschte dies nicht einmal, denn Hans war tapfer und Friedrich an Körperkraft und Waffenübung völlig ebenbürtig. Er konnte also hoffen, den von seinen schweren Wunden noch Geschwächten im Kampfe zu überwinden, und dann war seine Ritterehre frei von jedem Makel, denn Gott selbst hatte nach der allgemeinen Meinung den Streit zum Vortheile des Unschuldigen gelenkt. Willfährig erklärte sich Hans deshalb bereit, seine Unschuld durch das angebotene Gottesgericht zu erhärten.

Am dritten Tage nach der gestellten Forderung fand der Kampf vor den von der Ritterschaft gewählten Kampfrichtern und vor den Edlen des Gaues statt. Beide Kämpfer erschienen mit den von den Richtern geprüften Waffen in den Schranken und nachdem sie vor einem in denselben errichteten Altare das gute Recht ihrer Sache beschworen hatten, riefen beide nochmals öffentlich Gott an, daß er dem Unschuldigen den Sieg, dem Falschen und Meineidigen aber den Untergang verleihen möge.

Freudig und frei leistete Friedrich diesen Eid; über des Windeckers Lippen aber kam nur zögernd und fast unverständlich die ihm wohl bewußte Lästerung. Trotzigen Sinnes aber und auf seine Kraft und Geschicklichkeit vertrauend, trat er sodann mit gezücktem Schwerte seinem Gegner gegenüber, den, wie er hoffte, das Schicksal jetzt in seine Hand gegeben, um — wenn auch Bertha jetzt für immer für ihn verloren war — wenigstens Rache an ihm nehmen zu können.

Auf ein von dem Kampfrichter gegebenes Zeichen begann der Kampf. Mannhaft und mit gleicher Geschicklichkeit wurde er von beiden Seiten geführt und hageldicht fielen die Streiche, daß hell die Schilde von den auf-

gefangenen Hieben erklangen. Aber während der Graf v. Alfenburg strebte, mit einem wohlgezielten wuchtigen Hiebe den Gegner niederzuschmettern und deshalb unvorsichtig auf Hans eindrang, verhielt sich dieser eine Zeitlang nur abwehrend, bis die Kraft Friedrichs zu erlahmen begänne oder bis er sich eine Blöße geben würde. Kühn gemacht durch dies Zaudern des Feindes, das er für Zaghaftigkeit hielt, erhob Friedrich endlich sein Schwert hoch über das Haupt des Wundekers, um mit einem furchtbaren Hiebe den Kampf zu beenden; aber gewandt und flink wich Hans dem Streiche aus, der, wenn er ihn getroffen, ihm sicher den Helm und das Haupt zugleich gespalten hätte, und ehe Friedrich den Schild zur Deckung erheben konnte, fauste ein gewaltiger Hieb auf seinen Helm herab, so daß er betäubt wankte und auf ein Knie sank. Eiligt wollte jetzt Hans, seinen errungenen Vorteil wahrhend, den verhaszten Gegner mit einem neuen Streiche zu Boden strecken und triumphirend stürzte er deshalb vorwärts, als er plötzlich in seiner ungezügelten Hast sich mit den Sporen verwickelte, strauchelte — und der Länge nach zu Boden fiel. Blikhschnell sprang jetzt Friedrich, der sich schnell von seiner Betäubung erholt hatte, auf den Gestürzten zu und mit dem Knie ihn an die Erde drückend, hielt er ihm die Spitze seines Schwertes zwischen die Jugen seines Ringkragens und rief mit lauter Stimme: „Hans v. Wundek, Gott hat dein Leben in meine Hand gegeben; gestehe deine Schuld und — so wahr Gott dem Rechte zum Siege verholfen — ich schenke dir dein elendes Leben, damit du es der Reue und Buße weihest! Doch leugnest du, — so stoße ich zu!“

Einen einzigen entsetzten Blick warf Hans auf das blanke Schwert, das ihn zu durchbohren drohte, dann sprach er mit gebrochener Stimme: „Zieh' dein Schwert zurück, Friedrich — ja, Gott hat recht gerichtet — ich bin schuldig!“

Ein Sturm des Beifalls brach jetzt los aus den Reihen der Edlen, die des Kampfes Zeugen und Zuschauer waren. „Gott hat recht gerichtet!“ riefen sie,

„töte ihn, Graf Altenburg, den ehrlosen Verräter, gib ihm sein Recht!“

Aber Friedrich erhob sich und sprach: „Er hat mein Wort und ich halte dieses auch einem Verräter! — Steh' auf, Hans, und trage deine Schande mit deinem Leben!“

Bleich und zitternd leistete der Windecker der Weisung Friedrichs Folge, und mit niedergeschlagenen Augen hörte er jetzt den Spruch des Kampfgerichts, der ihn seiner Ritterwürde und des Adels für verlustig erklärte. Mit verbissener Wut sah er hierauf, wie sein ritterliches Schwert und sein Schild zerbrochen und ihm die Stücke vor die Füße geworfen wurden. Dann stürmte er als ein Entehrter und Ehrloser aus den Schranken. —

Einen Monat nach diesem Vorfall wurde ein schönes Fest gefeiert auf der Ebersteinburg. Stolz geschmückt stand heute die herrliche Feste und zum ersten Male wieder wehte das Banner mit der Rose der Ebersteiner statt der Trauerflagge von ihren Zinnen, denn heute war ein Tag der Freude, heute, nach einer Zeit so herber und schwerer Leiden, sollte Bertha mit dem Manne ihrer treuen Liebe verbunden werden. Deshalb strahlte heute die Stammburg der Ebersteiner im Festesglanze und deshalb wehten auch von der Altenburg die Flaggen mit den vereinigten Wapen beider Häuser.

Nach der Trauungsfeierlichkeit ritt der große glänzende Zug hinüber nach der Altenburg, wo das Festmahl stattfinden sollte. Es war ein schwüler Morgen und dunkle Wolken zogen vom Westen daher, so daß die Gesellschaft ihren Ritt beschleunigte, um noch vor Ausbruch des Gewitters den Wohnsitz des neuen Paares zu erreichen. Mit Mühe gelang dies, denn gerade als die ersten grellen Blitzstrahlen zuckten und schon einige schwere Tropfen herabfielen, schwang sich die Gesellschaft vom Rosse und unter munteren Scherzen folgten alle dem voranschreitenden jungen Paare zu dem festlich bekränzten und besflaggten Saale, wo eine reich geschmückte Tafel der Ankömmlinge harrte. Eben hatte alles Platz genommen und bereits begannen die zahlreichen Diener den Pflichten ihres heutigen

Amtes zu genügen und Speisen und Getränke herbei zu bringen, da näherte sich ein Diener dem jungen Herrn des Hauses und meldete ihm, daß ein greiser Harfner dem versammelten Kreise seine Kunst anbiete und deshalb bitte, in den Festsaal eingelassen zu werden.

Gerne willfahrte Graf Friedrich des Harfners Ansuchen, denn es war in jenen Zeiten üblich, daß während des Mahles der Vornehmen Barden und Sänger die Speisen durch ihre Vorträge würzten. Bald öffnete sich deshalb die Thüre und herein trat mit seiner Harfe ein von der Zahl der Jahre gebeugter Barde mit schneeweißem Haupt- und Barthaar. Tief verbeugte er sich vor der hochedlen Gesellschaft und nahm dann in einer Ecke des Saales Platz, um des Augenblicks zu harren, da man seine Kunst verlangen werde. Der glückliche und freigebige Hausherr ließ ihm alsbald Speisen und Getränke vorsetzen, doch der zitternde Alte schüttelte dankend den Kopf und ohne etwas zu genießen, blieb er in tiefem Schweigen versunken auf seinem Platze; nur seine großen dunklen Augen blitzten mit eigentümlichem Feuer, das mit seiner gebrochenen Gestalt in seltsamem Widerspruch stand, unter den grauen buschigen Augenbrauen hervor und stets waren sie nach dem glücklichen Gatten der noch glücklicheren Bertha gerichtet. —

Jetzt ergriff der alte Graf v. Eberstein den Pokal und ihn hoch erhebend forderte er die Anwesenden auf, auf das Wohl des glücklichen Paares und sein stetes Glück zu trinken. Freudig wollten alle dieser Aufforderung nachkommen, als plötzlich aus der Ecke, wo sich der Barde niedergelassen, ein seltsames grelles Lachen erscholl. Verwundert blickten die Gäste nach dem Greise, der jetzt hoch aufgerichtet stand und mit lauter hell klingender Stimme ausrief:

„Stetes Glück — hast Du's verdient, Friedrich Graf v. Altenburg? — Darfst Du hoffen, daß der Himmel Dir stetes Glück gewähre?“

Mit diesen Worten warf der Greis plötzlich die verummenden Gewänder ab, riß das falsche Haupt- und

Paar
17

Barthaar ab und den erstauten Blicken Aller zeigte sich — ein jugendliches, wunderbar schönes Weib in orientalischer Tracht, zeigte sich — Esther.

Totenbleich war beim Klange dieser Stimme und bei den ersten an ihn gerichteten Worten der Graf aufgesprungen und gesträubten Haares und mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen starrte er, als ob ihn ein Blendwerk trüge, nach dem Greise, der sich soeben in das durch ihn so schmäzlich getäuschte und verratene Mädchen verwandelt hatte. Keiner Antwort fähig stand er, wie zur Bildsäule erstarrt, da und hielt seine Hände wie abwehrend nach der schrecklichen Erscheinung des schönen Mädchens hingestreckt.

Esther aber fuhr, ehe sich die Gäste von ihrer Überraschung erholt hatten, mit lauter Stimme fort:

„Gib Antwort, Ritter ohne Treu' und Ehre — mir, die dich vom sicheren Tode gerettet — mir, die dir Obdach und unermüdlige Pflege gegeben, als du hilflos und verlassen in das Haus meines Vaters gebracht wurdest — mir, der du zum Danke dafür Liebe gelogen und mit den heiligsten Eiden ewige Treue geschworen — mir, der Unglückseligen, die deinen Schwüren vertrauend, sich dir ganz zu eigen gab, und die du gleichwohl verrietest und verließest — antworte mir, falscher, treulofer Mann — kannst du hoffen, daß der Himmel dir stetes Glück gewähre?!“

Am ganzen Körper erbebend, doch vor Schreck wie gelähmt, hatte der Schuldbewußte die furchtbare Anklage des Mädchens gehört — aber kein Wort der Erwiderung vermochte er hervor zu bringen. Da erhob sich die unglückliche Bertha von der Seite des Mannes, der auch sie so schwer betrogen, und laut aufschreiend flüchtete sie sich an das Herz, das allein unfähig war, sie zu täuschen — an das treue Mutterherz.

Esther aber erhob jetzt wie beschwörend ihre Arme gegen den Himmel und rief mit lauter Stimme, die selbst das Rollen des Donners übertönte:

„Höre mich, du Schützer und Rächer der Unschuld,

du starker Gott, der du in die Herzen schaust und die Menschen alle mit gleich strenger Wage nach ihren Sünden und Missethaten richtest — höre mich, gerechter Gott, und wandle den Segen, der heute für diesen Verräter erfleht wurde, — in Fluch! — Fluch auf ihn, der mein Herz zertreten, der deinen heiligen Namen gelästert und zu falschen Schwüren mißbraucht hat! Fluch auf ihn und die Stätte, die den Meineidigen geboren — Fluch, Fluch!”

Jetzt verstummte sie und mit fliegendem Atem und emporgestreckten Armen schaute sie zum Himmel auf, als ob sie erwarte, daß er ihr Antwort gebe.

Und der Himmel hatte sie gehört und — er gab Antwort. Ein Blitzstrahl zuckte hernieder und schlug in das zerberstende Schloß, daß nach wenig Augenblicken schon die Sibel und Türme in hellen Flammen standen und eine schwarze Rauchwolke von der Stätte emporstieg, die Esthers Fluch getroffen.

„Feuer! — Feuer!” schrien die entsetzten Gäste und Alles stürzte den Thüren zu, um sich aus den Flammen zu retten, die mit gräßlicher Schnelligkeit um sich griffen.

Nur zwei Personen blieben im Saale zurück: Graf Friedrich, der gleichzeitig mit dem niederfahrenden Blitzstrahle ohnmächtig zusammengebrochen war, und Esther, die — ohne auch nur einen Versuch zu machen, aus dem bereits von Flammen umzuckten und von Rauch erfüllten Saale zu entfliehen — ruhig und mit zum Himmel gewandten Blicken auf ihrer Stelle verharrte.

Da plötzlich stürzte krachend das Schloß zusammen und unter seinen Trümmern begrub es den letzten Altenburger und das schöne Opfer seiner Untreue. —

Jahrhunderte sind mittlerweile vorüber gegangen; alle die stolzen Schwarzwaldburgen in Badens Umgebung liegen in Trümmern: von der Altenburg aber sind nicht einmal mehr Mauerreste aufzufinden. Der Fluch Esthers ist bis zum heutigen Tage nachwirkend geblieben, denn die von ihr verfehnte Stätte ist seither fahl und öde. So gibt sie Zeugnis von dem Strafgerichte, das Gott über einen Sünder und sein Haus verhängte.